

# Eg Vietinghoff

## Persönliche Erinnerungen Egon v.Vietinghoffs

und

## Anekdoten aus dem Leben Egon v.Vietinghoffs

### Persönliche Erinnerungen

1. Kindheit
2. Schulzeit
3. Marokko
4. Paris
5. St. Tropez
6. Überfahrt
7. Werkstätten
8. Schweiz

Alle Texte dieses Kapitels sind Notizen Egon v.Vietinghoffs in Ich-Form. Die Anführungs- und Schlusszeichen wurden deshalb weggelassen. Einige Sätze sind aus zwei unterschiedlichen Versionen zusammengefügt, die Wortwahl wurde dabei nicht verändert. Die Original-Orthographie wurde ebenfalls beibehalten. *Anmerkungen und Ergänzungen der Redaktion sind in kleinerer Kursiv-Schrift zu lesen.*

Für jemanden, der keine grosse schriftstellerische Begabung hat, können selbst die packendsten Erlebnisse nur in ihren äusseren nichtssagenden Konturen wiedergegeben werden. Darum sollte jeder die Finger von einer (*Auto*)Biographie lassen. Aus dem lebendigen Roman wird eine tote Chronik, die (*jedoch*) auch für denjenigen, der sie erlebt hat, mittels der Brücke des Erinnerungsvermögens interessant sein kann. Am ehesten kann der Autor den Lesern durch die Erzählung ungewöhnlicher Situationen belustigen. (Egon v.Vietinghoff).

## Kindheitserinnerungen

Ich bin immer viel gereist, kaum geboren balanzierte ich in einer von Holland nach Paris provisorisch eingerichteten Hängematte, die zwischen den Gepäcknetzen des Eisenbahnabteils aufgehängt war. Als Kind war ich enttäuscht, dass das Land bei Grenzübergängen die Farbe nicht wechselte – wie es doch im Atlas vorgeschrieben war ... Und Kopfzerbrechen machte es mir, dass der vorübergehende Schaffner Löcher in unsere Fahrkarten knipste, wusste ich doch, dass die Fahrkarte dadurch entwertet wurde und wir noch eine lange Reise vor uns hatten.

Mein Bruder besass viele kleine Bärchen, die sich die sich nur durch ihre Farbe und ihre Mimik voneinander unterschieden. Er verteilte sie auf Fenstersimse, Armlehnen und Gepäcknetze, vergass aber regelmässig sie beim Umsteigen einzusammeln. Um sie nicht ins Ungewisse weiterreisen zu lassen, musste mein Vater die Tragödie abwenden indem er zum noch nicht wieder abgefahrenen Zug rannte und die Bärchen im allerletzten Augenblick einsammelte, wobei er unseren abfahrenden Zug fast verpasste. Die Tränen in den Augen meines Bruders trieben ihn zur Eile an und die Bärchen wurden gerettet.

---

Meine Eltern waren als Menschen sehr bescheiden und hatten beide auf ihre Weise eine charakterliche Grösse, die starke ethische Wurzeln hatte. Trotzdem pflegten sie aufgrund ihrer Herkunft auf selbstverständliche Weise ihre gesellschaftlichen Beziehungen. Sie waren hilfsbereit und brachten in ihrem Haus Künstler und andere kultivierte Menschen zusammen oder gaben manchmal Hauskonzerte. Sie hatten eine ungewöhnliche Ausstrahlung und wurden, solange meine Mutter gesund war, deshalb gerne zu Empfängen eingeladen.

Einmal waren sie in Wiesbaden Gäste bei einem Essen mit dem Kaiser, bei dem auch mein kleiner Bruder und ich dabeisein durften. Wilhelm II besuchte die Kurstadt öfter, so dass wir als Kinder die für ihn stattfindenden Paraden sahen. Alexis war vielleicht 6 Jahre alt und sein Gaumen schätzte die Raffinements des kaiserlichen Banketts noch nicht so recht. Verwirrt von der Fülle wohlklingender Speisen, das Gewohnte aber vermissend, platzte er kindlich empört und erschreckend laut mit der Feststellung heraus: „Und nicht einmal Käse gibt es hier!“. Der Kaiser wird es nicht gehört haben, denn es gab mehrere Tische und die Tafeln waren sehr lange ...

## Aus der Schulzeit

**Zuoz** : Am Samstag Abend wurden die Differenzen zwischen den Schülern ausgetragen, die während der Woche genau verzeichnet worden waren. Da es mir unangenehm war zuzusehen wie bei Prügeleien die Kleineren von den Grösseren misshandelt wurden und ich manchmal eingeschritten war, hatte ich einige der grösseren Schläger gegen mich und musste an diesen Samstagen manche Quälerei überstehen. Die Stunde der Abrechnung hat wohl dazu beigetragen, dass ich auf Wunsch meiner Eltern von einem Internen zu einem Externen überwechselte, was meine Lage beträchtlich verbesserte. Ich wohnte nun bei einer Familie, die oberhalb es Lyceums ein Haus besass.

In diesem Haus wohnten einige Schüler des Lyceums und eine sehr hübsche, aber erwachsene Rheinländerin. Ich bewunderte ihren hellen durchsichtigen Teint und es ärgerte mich noch nicht erwachsen zu sein. Ein zu grosser Unterschied zwischen Alter und hormonaler Entwicklung kann schmerzliche Folgen haben, weil Euphorie eines Frühreifen wie auch eines greisen Liebenden nicht honoriert wird, während das Gewicht, das dem Alter beigemessen wird, vom Beteiligten selbst übersehen wird. Glücklicherweise war ich so in Anspruch genommen mit anderen Schülern zusammen eine Rutschbahn aus zu bauen, die uns in Sekunden zum Lyceum bringen sollte, dass mir wenig Musse blieb, meinem Liebeskummer nachzuhängen.

Eine nicht alltägliche Begebenheit war eine kurze Anstellung eines Lehrers, der wegen einer tiefen Narbe quer über den Schädel Aufmerksamkeit erweckte. Als er meinen Namen hörte schien er unsicher zu werden und behandelte mich wie ein rohes Ei. Als ich meinen Eltern seinen Namen nannte erschrakten sie: die Narbe stammte von einem Schwerthieb, den ihm mein Grossvater (*Arnold Julius v. Vietinghoff*) während der ersten Revolutionszeit 1905 in Russland (*aus Notwehr*) versetzt hatte. Er hatte sich in der Zwischenzeit vom Anführer (*einer Schar von Revolutionären*) zum Schullehrer gewandelt (*und war wegen der Ereignisse und Wirren in den baltischen Provinzen ebenfalls in die Schweiz ausgewandert*).

---

**Zürich** : ... Er (*der Lehrer*) verwies mich der Klasse und lies mich auf dem Gang die nächste Unterrichtsstunde abwarten. Ich weiss bis heute nicht, warum die Art, wie ich diese Demütigung aufnahm mir den Respekt meiner Mitschüler und ein fast freundschaftliches Verhältnis zum Mathematiklehrer eintrugen. Er lud mich später oft zu sich ein und kaufte mir später, als ich Maler geworden war, Bilder ab. Die Mathematik ist mir aber immer ein Rätsel mit sieben Siegeln geblieben.

Im Zeichnen war ich schlecht, denn die gestellten Aufgaben langweilten mich. Einmal wurde ich vom Zeichenlehrer sogar als „Dummkopf“ betitelt, weil ich mich nicht an seine Anweisungen hielt.

## Marocco

A. (*der Mitreisende*) war ein sonderbarer Mensch; ich hatte ihn sehr gern, aber sein Charakter war düster. Nach dieser sonderbaren und plötzlichen Trennung (*s. auch „Anekdoten“*) dachte ich nicht mehr an den Kongo, aber die Wanderlust trieb mich weiter und ich beschloss nach Marocco zu fahren. Bald hatte ich einen kleinen Frachtdampfer aufgetrieben, dessen Kapitän sich für ein paar Batzen bereit erklärte, mich bis Ceuta mitfahren zu lassen. Als ich am Abend aufs Schiff kam, sassen schon mehrere fragwürdige Gestalten auf Deck, die *anscheinend* auch den Gedanken gehabt hatten, die Meerenge auf diese billige Art zu überqueren. Sie lagerten in ein Würfelspiel vertieft auf den gestapelten Kisten.

Ich setzte mich an den Bug. Die letzten Ladungen wurden an Bord gebracht und der Lohn den Hafearbeitern ausgezahlt. Nachdem alle, die nicht mitfahren, das Schiff verlassen hatten, begann an Bord die emsige, stille und gewohnte Arbeit, die mir immer den gleichen Eindruck gegeben hatte... wenn ich, etwas früh ins Theater gekommen, sich langsam die Plätze füllten und der feierliche Augenblick des Vorhangöffnens immer näher rückte. Bald würden die Lichter erlöschen und hinter dem schweren Stoff würde sich eine fantastische Welt eröffnen. Das kleine Loch, hinter dem man ab und zu ein Auge gewährte, *und* der dünne Schein, welcher hindurchdrang, liessen nicht einmal auf die Farbe des Lichts schliessen, welches die Bühne erleuchten würde. Welch ein schönes Gefühl vor diesem grossen Geheimnis zu sitzen und die Sicherheit zu haben, dass der Augenblick, dass es sich enthüllen würde, unabwendbar war und immer näher rückte!

Das Schiff löste sich langsam vom Quai, die Taue, welche es festgehalten hatten, verlängerten sich, ihre Enden klatschten ins Wasser, und wurden dann sorgfältig in kunstvollen Bögen übereinander gerollt. *Gleichmässig* hämmerte die Schiffsmaschine in die Nacht hinein während einige Delphine in mächtigen Sätzen ... spielend uns noch lange begleiteten.

Ich hatte mich ... in die schillernde Sternenwelt verloren als ein alter Araber, den ich ... unter den spielenden Gesellen gesehen hatte, sich zu mir setzte und fragte, ob ich wisse wie man die Zeit nach der Stellung der Sterne erkennen könne; als ich verneinte, zeigte er es mir, frug, was ich in Marocco vorhätte und entsetzte sich väterlich spöttelnd als er erfuhr, dass ich alleine in einem Lande herumwandern wolle, das sich im Kriegszustande befand. Es war im Jahre 1920 und der Rifkrieg hatte seinen Höhepunkt erreicht. Eindringlich schilderte er mir die Zustände, den Hass der Araber auf jeden Europäer, und er weissagte mir, dass mir schon am ersten Tage der Hals *durchgeschnitten* oder ich für immer in einen der vielen Türme verschwinden würde, welche die Hügel dieses gastlichen Landes krönen. Er sprach ruhig und sachlich; ich konnte weder über das Wohlgemeintsein noch über die Wahrheit seiner Rede Zweifel hegen und so sah ich mich vor der unangenehmen Aussicht entweder in Ceuta einen Dampfer für die Rückfahrt zu suchen oder meine Abenteuerlust teuer zu bezahlen. Ich war ratlos; da schlug mir mein väterlicher Araber vor mit ihm das Land zu bereisen. Er musste mehrere kleinere Dörfer besuchen (warum, habe ich nie erfahren) und wollte mich unter zwei Bedingungen mitnehmen. Erstens sollte ich in Ceuta arabische Kleider anziehen um nicht schon von weitem als Europäer gekennzeichnet zu sein und zweitens die Anfangsverse des Korans auswendig lernen um mir die arabischen Gemüter günstig zu stimmen. Natürlich sagte ich freudig zu, übte die ganze Nacht an den komplizierten Kehl-lauten der arabischen Sprache. Es hat mir später immer leid getan, dass ich keine Gelegenheit mehr hatte sie weiter zu üben, denn die Schönheit der grosszügigen, herben Verse des Korans, die mir mein Begleiter im Laufe unseres Zusammenseins immer wieder mit Ehrfurcht vortrug, begeisterten mich bald. Auch in Ceuta, wo wir 2 Tage Quartier bezogen hatten, übte ich fleissig und mit Engelsgeduld korrigierte mich mein bärtiger Berber.

Schon war der Vorhang halb geöffnet. Auf eine unbekannte, bunte, grelle, herbe Welt. Auf kleinen Eseln ritten grosse, hagere Gestalten. Der Burnus bedeckte sie ganz. Die nackten Beine hingen an den Seiten des Esels herunter, die Zehen steckten in riesigen platten Pantoffeln, deren hinterer Teil lässig den Boden streifte. Begegneten sie einander berührten sie einander erst stumm die Stirne und führten die Hand zum Munde. Dann begannen sie wild aufeinander loszureden. Die Stimmen schlugen andauernd über; rollende und geflüsterte, wechselten mit gehauchten, gequetschten oder geriebenen Kehllauten ab und gaben einen dumpfen, mannigfaltigen Grundton für die spärlichen, aber schrillen Vokale. So war auch ihre Musik. Wie die Stimme aus der bösen geheimnisvollen Wüstenwelt zog sie unter meinem Fenster vorbei. Dumpfe, synkopierte Trommelschläge über denen kleine Flöten und Dudelsäcke ihr schillerndes, lautes und doch unendlich nuanciertes Spiel trieben. Ein Spiel, das nie aufhören konnte ...

## Pariser Erinnerungen

Weil mein Atelier sehr gross\* war, galt ich als wohlhabend (unter den Blinden ist der Einäugige König) und wurde weidlich ausgenützt. Eines nachts klopfte mich ein peruanischer Bekannter aus dem Schlaf. Er war ein Inkaprinz und seine Frau Tänzerin. Nachdem ich ihn eingelassen hatte, lief er mit suchendem Blick im Atelier herum. Auf meine Frage, was er wolle, antwortete er, er suche ein Tischchen um es zu verbrennen, sie hätten kein Heizmaterial mehr zu Hause.

*\* Nachdem Egon v. Vietinghoff in Deutschland zuerst einmal von Hauslehrern unterrichtet wurde, verbrachte er seine Schuljahre im Alter von 13 - 16 in der Schweiz, wo schon damals kein "ß" geschrieben wurde.*

Die Erfahrungen mit Kollegen waren aber nicht immer so spassig wie diese. Neidern ist jedes Mittel recht, sich auf Kosten des Beneideten Vorteile zu verschaffen. Einer borgte sich für ein paar Stunden meinen Staubsauger aus, den ich nie wieder sah. Ein zweiter, unterdessen sehr kotierter\* Maler, brachte es fertig, meinen grossen Perserteppich unter dem Vorwand zu verkaufen, er wolle ihn zu einem ihm bekannten Teppichreiniger bringen.

*\* Vietinghoff bedient sich eines aus dem Französischen kommenden Wortes der Börsensprache: fr. coter = Kurse / Preise notieren, dt. kotieren = Wertpapier an der Börse zulassen. Er drückt damit sowohl sein Erinnern in französischer Sprache aus als auch die Beobachtung, dass mit den Werken vieler Künstler wie mit Aktien spekuliert wird, und zwar – unabhängig von ihrem inneren Gehalt – vor allem auf materiellen Gewinn hin orientiert.*

Einem anderen hatte ich monatelang Unterkunft gegeben, weil ihm sein Atelier gekündigt worden war. Nachdem er endlich abgezogen war, fehlten lauter Dinge, die er wohl dringlicher als ich zu brauchen glaubte. Von den Darlehen, die ich gutgläubig an einige im Anpumpen geschulte Kollegen machte, erhielt ich keines mehr zurück. Nach solchen Erfahrungen ist mir von der unter Künstlern herrschenden Kollegialität keine erhabene Meinung geblieben.

Dabei war ich gar nicht so wohlhabend wie manche Kollegen glaubten. Es gab Engpässe, die so eng waren, dass ich ihnen meine Gürtelweite anpassen musste. An so einem Engpass suchte ich ein Art Volksküche für Intellektuelle auf. Sie hatte den Namen eines großen Dichters.

Die Wände waren über und über mit Reklamen bedeckt, durch die Firmen den Idealismus priesen, mit dem sie ihre Nudeln, ihre Bohnen oder ihr Pflaumenmus der werdenden geistigen Elite Frankreichs grossmütig zur Verfügung stellten („gracieusement mis à la disposition de ...“ hiess die Formel). An langen Tischen sass die hungrige Elite. Dazwischen standen zwei Rauschmeisser, die misstrauisch die Anzahl der Gabeln und Messer abschätzten. Jedesmal wenn ich das Intellektuellenlokal verliess, war ich voller Flöhe.

Im Atelier fand ich einen Zerstäuber und einen Rest Insektenvertilgungsflüssigkeit, die ich mir unter die Jacke spritzte, bevor ich die Literatenküche wieder betrat. Zu meinem Erstaunen rückte die ganze geistige Elite von mir ab und hinterliess gähnende Leere um mich herum. Offensichtlich waren ihre gerümpften Nasen sprayempfindlich.

Ich war damals noch sehr mit meiner Ausbildung beschäftigt und verkaufte sehr wenig, teils weil ich das was mir vorschwebte noch nicht erreicht hatte, teils weil es in Paris für einen Maler, der sich noch keinen Namen gemacht hatte, sehr schwer war Bilder zu verkaufen. Ausser durch vereinzelte Portraitaufträge hielt ich mich und (*später*) meine Familie durch Nebenverdienste über Wasser, die ich mit allen möglichen Beschäftigungen machte, die mir aber im Verhältnis zur Zeit, die ich damit verlor, wenig einbrachten. Ich illustrierte Schundromane die mir eine benachbarte Hinterhofdruckerei lieferte, malte auf riesigen Goldgründen (die mir geliefert wurden, weil ich ein grosses Atelier hatte) chinesische Jagden und Erdkarten mit den Tieren und Trachten, die in den verschiedenen Erdteilen vorkamen, oder retuschierte und verwandelte Photographien oder arbeitete (*sogar*) kurze Zeit in einer Autogarage und fabrizierte Hüte nach einer Mode, die meine Frau erfunden hatte und überhaupt nahm jede sich bietende Gelegenheit wahr, die sich mir bot, etwas Geld einzubringen. Ausgiebiger war meine Retuschierarbeit, die ich an Frauen Porträts ausübte. Sie bestand darin, dass ich Photographien von Frauen, die sich nicht schön genug abgebildet fanden, bis zur Unkenntlichkeit verjüngte bis alle Falten und Fettansammlungen verschwunden waren.

Da ich unterdessen einige maltechnische Kenntnisse erworben hatte, wagte ich mich auch mit sehr gutem Erfolg ans Restaurieren beschädigter Ölgemälde. So brachte man mir einmal ein vollständig zerknittertes Bild von Winterhalter, das während des Krieges in einem Rucksack über die Grenze geschmuggelt worden war und das ich tagelang behandelte bis jede Spur von Schäden getilgt war. Dieser Erfolg brachte mir (*zwar*) andere Restaurierungsaufträge ein, befriedigte mich aber nicht. Die einzige Sicherheit, die ich hatte, war (*hingegen*) der Besitz des Ateliers, dem ich später, als gewissenlose (und nicht bezahlende) Mieter und Flüchtlingsströme es während des Krieges verwüstet hatten, noch lange nachtrauerte.

---

Im Sommer, den ich meistens bei Freunden im Süden verbrachte, vermietete ich mein Atelier an Maler, die sich vorübergehend in Paris aufhielten. Im Jahre 192x \* mietete es ein Brasilianer, der einen staatlichen Auftrag erhalten hatte und froh war einen Raum gefunden zu haben, der gross genug war. Er sollte nämlich für irgend ein öffentliches Gebäude in Rio ein überdimensioniertes Bild malen, das Apollo und die neun Musen darstellte.

*\* in Frage kommende Jahre : 1925 - 1928*

Das von einer fieberhaften Betriebsamkeit besessene Männchen flitzte wie ein Wiesel umher, blitzte aus lebhaften Augen und trank – wohl um eine nicht vorhandene Trägheit zu bekämpfen – den ganzen Tag über den schwärzesten Kaffé\*, den ich je gesehen habe. Wir waren uns sofort einig, ich zog aus und er ein.

Tags darauf hatte ich noch etwas mit ihm zu besprechen und suchte ihn auf. Das Atelier war nicht wieder zu erkennen. Mein Mieter hatte es fertiggebracht, über Nacht eine 5 mal 8 Meter grosse Leinwand aufzurichten und mit Hilfe meiner Doppelleiter ein rollendes Fahrgestell zu verfertigen, mit dem er von einem Ende der Riesenleinwand zum anderen schoss. In einer Ecke des Ateliers war kübelweise Farbe aufgestapelt, in einer anderen eine Kafféküche\*) eingerichtet.

*\* Zweisprachig aufgewachsen, weitere Sprachen sprechend, in vielen Ländern gelebt habend und gereist, stand Egon v. Vietinghoff auf Kriegsfuß mit der Orthographie immer der selben Worte – dazu gehörte das Wort Kaffé, das er hier zur Abwechslung mal mit einem deutschen Stamm und einer französischen Endung verwendet.*

Das Erstaunlichste aber war, dass er bereits zehn Modelle, einen Mann und neun Frauen aufgetrieben und alle zusammen vor eine Atelierwand aufgestellt hatte, die er mit blauem Papier beklebt hatte. Die sämtlich unbekleideten Musen hoben sich mit ihrem Gebieter vom Azur dieses attischen Himmels ab und warteten darauf durch den Pinsel des brasilianischen Apelles\* gemeinsam verewigt zu werden.

*\* bedeutendster Maler der Antike*

Ich war sprachlos. Schon immer haben manche Künstler Einzelstudien nach Natur gemalt bevor sie an die Ausführung eines grossen Bildes gingen, aber auf den irr

Ich habe das farbige Bild nie gesehen, denn als ich, wie verabredet, nach zwei Monaten zurückkam, war das Bild bereits abgetakelt, zusammengerollt und verfrachtet, der griechische Himmel und das Fahrgestell im Ofen verbrannt und der Farbhaufen aufgebraucht.

---

Meinem Atelier gegenüber wohnte ein dicker Italiener, der es, trotz überbordender Vitalität und Betriebsamkeit, nicht weiter gebracht hatte, als einen schäbigen Verlag zu leiten und unsagbar kitschige Fortsetzungsromane zu verbreiten. Sie waren illustriert und ich hatte die Aufgabe, aus einem Berg von Fotos, Reklamebildern, Ausschnitten aus alten Zeitschriften und Filmen, zum Text passende Fotomontagen zusammenzustellen. Stand z.B. zu lesen: „Als der Knabe das Zimmer betrat, sass die Grossmutter im Lehnstuhl und die Katze schlief in einer Ecke.“, so schnitt ich aus dem Wust vorhandener Bilder eine Katze aus, klebte sie auf eine Ecke, verwandelte einen Papagei in eine schlafende Grossmutter (geschickte Retouche kann alles), schnitt einer anderen Gestalt die halben Beine ab und klebte sie, so reduziert, als Halbwüchsigen in die offen stehende Türe einer Möbelfabrikreklame. Dann wurde die Collage fotografiert und mit Retouchiertinte übergegangen.

Der Italiener betrat mein Atelier immer wie ein staubaufprustender Stier – einmal mit einem kleinen Holländer (*Öl-Gemälde*) aus dem 17. Jahrhundert. Die Bildmitte fehlte, aber an den übriggebliebenen Rändern erkannte man eine gute Malerei. Italienischer Eifer hatte das Bild mit einem alkoholgetränkten Stoffbausch restaurieren wollen und das ganze Mittelstück durch einen einzigen Wischer bis auf den Grund weggeputzt. Ich sollte das fehlende Stück ersetzen. Mein Arbeitgeber erklärte mir, welche Szenen darauf zu sehen gewesen war. Ich malte ihm einige Figuren hin, die bestimmt nichts mit dem Original zu tun hatten, ihm aber so gut gefielen, dass er mit südlicher Grandezza und fürstlicher Gebärde einen Fünfzigfrankenschein aus der Brusttasche zog.

Auch sonst war er, was die Qualität betraf, leicht zu befriedigen, hingegen war er, was die Quantität betraf, unersättlich. So kam es, dass Zeitnot und Routine mich allmählich verführten, flüchtiger zu arbeiten. Meinem Arbeitgeber fiel das nicht auf. Erst als ich versehentlich zwei Figuren verwechselte, einen Wellensittich ins Bett und ein knapp bekleidetes Mädchen in einen Käfig klebte, fand er es besser, die Szene nochmals zu machen, riet mir aber, die vorhandene Montage aufzubewahren, um sie gegebenenfalls für eine andere Textstelle verwerten zu können.

Ab und zu wurde in Campiglis\* oder in meinem Atelier gefeiert, wobei etliche Flaschen Wodka geleert wurden. Ich trank am meisten, obgleich ich Alkoholika nicht mochte, weil meine Art betrunken zu sein, beliebt war.

*\* Mit Massimo Campigli (1895 - 1971) war Vietinghoff damals gut befreundet, obwohl er von seiner Kunst nicht viel hielt („... Campigli, der mit seinen Corsettfrauen al fresco die Prunkräume der italienischen Transatlantikschniffe ausmalte ...“)*

M. C., damals noch unbekannt, später weltberühmt, hatte ein grosses Atelier, das durch eine teilweise verglaste Zwischenwand zweigeteilt war. Der kleinere Teil diente als Küche, Abstell- und Waschraum. Auf dieser Seite waren Bretter an der Trennungswand angebracht, auf denen sich Mal- und Küchenutensilien türmten, was zu häufigen Verwechslungen Anlass gab. Während M. C. sich den Appetit nicht verderben liess, wenn er Fische mit Zinkweiss panierte, ärgerte er sich masslos, wenn mit Mehl die Leinwandgrundierung misslang.

Sein Atelier wurde gerne zu nächtlichen Gelagen verwendet, weil Platz und Alkohol reichlich vorhanden waren. Der einzige sehr lästige Nachteil war, dass alle Viertelstunden das Licht ausging, weil ein Zweisousstück, das oft fehlte, in den Gaszähler geworfen werden sollte. Um diesem Ärger abzuwehren, erfand M. C. ein kompliziertes Verfahren, das aneinander befestigte Zweisousstücke beliebig oft verwendbar machte. Das Atelier war wieder beleuchtet, bis eines Tages der Gaskontrolleur die Sache entdeckte und, die Genialität des Einfalls ehrlich bewundernd, seinen Erfinder bürstete.

An einem dieser Abende hatten wir Bacchus reichlich zugesprochen, was nicht jedem Charakter bekömmlich war. So standen sich in der Mitte des Ateliers ein baumlanger Schwede und ein etwas femininer Spanier gegenüber. Der Schwede war rot angelaufen und das nach damaliger Mode um den Mund ausrasierte Schnurrbärtchen des Spaniers zitterte bedenklich. Sie waren so wütend in eine Diskussion verfallen, dass ich den Augenblick kommen sah, in dem sie übereinander herfallen würden. Um Frieden zu erzwingen, stellte ich mich zwischen sie und gab jedem einen tüchtigen Schubs. Der Schwedenriese fiel nur um einige Schritte zurück, der Spanier aber torkelte armfuchtelnd rückwärts durch den ganzen Raum, bis er in das eben fertig gekochte Risotto zu sitzen kam. Durch lautes Geheul gab er seiner misslichen Lage Ausdruck. Ob er durch diesen Zwischenfall endgültig feminin blieb, ist unbekannt.

Sehr irritierte mich an jenem Abend die Türe der verglasten Zwischenwand. Wenn ich sie zuschlug, klirrte es, als ob sie in tausend Scherben zersprungen wäre – und doch war sie ganz geblieben. Um diesem Phänomen auf den Grund zu gehen, passierte ich die Türe nochmals und schlug sie noch kräftiger zu. Die gleiche Wirkung: das Klirren zerbrochener Scheiben, aber unversehrte Glaswand. Ich liebte es schon damals nicht, mit Dingen konfrontiert zu werden, die ich nicht erfasste und wiederholte das Experiment noch ein paar Mal, ohne einer Erklärung näher zu kommen. Tags darauf eröffnete mir M. C. belustigt, ich hätte das ganze Geschirr zerschlagen, das auf den Regalen der Zwischenwand aufgestellt war.

---

Einen Kater hatte ich nach solchen Festlichkeiten nie. Es genügte, meinen Kopf unter die Kaltwasserleitung zu halten, um alle unangenehmen Folgen des Rausches zu verscheuchen. Bei einem Familienfest in Berlin ging ich im Frack unter die Dusche und festete (*feierte*) pudelnass zur allgemeinen Belustigung weiter ... Solche Exzesse waren aber Ausnahmen. Im Allgemeinen bemühte ich mich nicht aufzufallen und kein Aufsehen zu erregen. Ich habe nie Künstlerkravatten und Samthosen getragen, sondern begnügte mich mit dem damals üblichen runden steifen Filzhut, dem chapeau melon und bei festlichen Gelegenheiten Frack und chapeau claqué. Die Mode barhäuptig zu bleiben kam erst später auf.

---

Eines der schönsten Erlebnisse verdanke ich der Pariser Metro. Vor mir stand im üblichen Gedränge ein Mädchen, das sich an der Messingstange festhielt, die zu diesem Zwecke der Fensterfront entlangläuft. Ihre Hand, eine kleine, schmale, weissbehandschuhte Hand, faszinierte mich. Es ging ein solcher Zauber von ihr aus und eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, dass ich nicht anders konnte, als meine Hand behutsam auf die ihre zu legen. Sie zuckte kaum. Den Bruchteil einer Sekunde streifte mich ihr Blick, dann liess sie ihre Hand vertrauensvoll liegen und ich spürte an dieser Hand, die ich umschlossen hielt, wie meine Zutraulichkeit auch ihr stilles Vergnügen bereitete.

Es flogen viele Stationen vorbei, dann wurden wir getrennt, von der einströmenden Menge oder weil einer von uns aussteigen musste – ich weiss es nicht mehr, aber der zarte Duft dieses jungfräulichen Erlebnisses ist geblieben.

---

Auf meinen nächtlichen Heimwegen musste ich ein schlechtes Viertel durchqueren und war oft Zeuge widerlicher Schlägereien, die mich seelisch belasteten, weil ich mir nicht schlüssig war, ob meine Pflicht gebot, dem Schwächeren zu Hilfe zu eilen oder mich aus der Schlägerei herauszuhalten. Jugendlicher Mut und die Angst zusammengeschlagen zu werden kämpften erbittert um mein Gewissen. Durch zwei Zwischenfälle wurde ich später dieses Dilemmas endgültig entoben:

Nachdem ich eines nachts mit Mühe einen grossen Kerl davon abgehalten hatte, das Gesicht eines am Bodenliegenden mit Fusstritten zu traktieren, erwartete ich, dass der Unterlegene meine Einmischung benützen würde um sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Stattdessen erhob er sich blutüberströmt und begann den Grossen auf angriffigste Art zu beschimpfen, weil jener ihm seinen Hut beschmutzt habe. Vergeblich schrie ich ihm zu, er solle machen, dass er fortkomme solange ich den Grossen noch zurückhalten könne. Er bestand darauf erneut eine Niederlage wegen der Lappalie des beschmutzten Hutes zu riskieren und ich überliess die Beiden ihrem Schicksal.

Ein anderes Mal eilte ich in die Richtung, aus der schrille Hilferufe einer Frau ertönten. Ein Trunkenbold war dabei eine laut jammernde Frau brutal zu verprügeln. Als ich mich einmischte war die Hölle los: Beide, Mann und Frau, schrieten wütend auf mich ein, was mir einfalle, mich in Angelegenheiten zu mischen, die mich nichts angingen. Seither mische ich mich in keine Streitereien mehr und gehe guten Gewissens auf der anderen Strassenseite meines Weges ...

---

Eines Tages bekam ich einen Steuerzettel ins Haus, den ich wahrscheinlich hätte ausfüllen sollen, aber nicht konnte, weil mir die in Amtssprache verfassten Aufforderungen unverständlich blieben. Ich frug einen Bekannten, der während vieler Jahre Finanzminister gewesen war, was ich tun solle. Schreiben sie: „Bin ausländischer Student und habe keine Steuern zu bezahlen“, war sein gut gemeinter Rat. Ich befolgte ihn. Er kostete mich später tausende von Francs Busse und (*hatte*) ein Misstrauen gegenüber Leuten vom Fach (*zur Folge*), das mir bis heute geblieben ist.

---

Abends ass ich meistens bei der mère Rosalie, einer Italienerin, deren riesige Brüste nur mit Mühe einem Kamisol\* zusammengehalten wurden, von dem man behauptete, es sei einst weiss gewesen. In ihrem winzigen Lokal, das mit 2 Tischen und 5 Stühlen bestückt war, hatte sie Generationen von Künstlern beköstigt. Es gab jahrein jahraus nur ein menu\*: „bistèque“, dazu Wein und Brot „à discrétion“. Der versoffene Utrillo hatte die „discrétion“ überschritten, dafür aber ein Bild auf die Wand gemalt, das ein Amerikaner später aus der Mauer heraussägen und in die USA transportieren liess. Mère Rosalie war sehr wählerisch: sie gab nur jenen Künstlern zu essen, die ihr genehm waren. Ich hatte das Glück zu ihren Favoriten zu gehören und konnte damit rechnen, dass sie mir mit schmutzigen Händen ein grosses Stück Butter vom Butterballen abkratzte und auf mein bifsteque\* klatschte. Es schmeckte köstlich und war billig. Nach dem Essen wechselte ich ins Café du Dôme herüber, dem Zentrum der Künstlerfauna\*\* von Montparnasse.

\* *la camisole = das Mieder. Vietinghoff war beim Schreiben sprachlich und bildlich so in seine Pariser Erinnerung eingetaucht, dass ihm das deutsche Wort nicht einfiel und er – ohne es zu bemerken – das französische verdeutschte und es sogar mit dem deutschen Artikel versah, und dann das Wort Menu auf französisch und klein schrieb. Ebenso kam er gleich zweimal mit der Rechtschreibung des Beefsteak durcheinander: die richtige Schreibweise ist „bifteck“. Und dies alles obwohl er fließend Französisch sprach und ein schönes obendrein.*

\*\* *ein geläufiger, wenngleich nicht gerade positiv belegter Begriff aus dem Französischen*

---

Zehn Jahre lang war ich fast allabendlich im Café du Dôme. Dort traf man Calder ... , Man Ray ... mit seiner ... Freundin Kiki, Pascin ... , Kisling ... , Campigli ... , Derain und Fujita ... , Giacometti und seinen Bruder ... , Picasso ... , van Dongen ... , den ... Masereel und viele andere. Im Jahre 1933 hörten die gemütlichen Zusammenkünfte auf, dann brach die Welle der Emigranten, die das gefährlich werdende Deutschland verlassen hatten, ins „Dôme“ ein, waren sehr aktiv und belegten mit grossem Organisationstalent mehrere Tische. An einem Tisch wurden allgemeine Informationen vermittelt, am andern private Unterkünfte, Mietwohnungen und Ateliers ausfindig gemacht und verteilt, an einem anderen Arbeitsbeschaffung besprochen und Stellen vermittelt, an einem anderen ein Fond errichtet um Minderbemittelten weiterzuhelfen usw.

Sie entwickelten eine rege Tätigkeit mit dem Resultat, dass die Aufträge an die eifrigen, rascher handelnden, billiger arbeitenden und von wenig Skrupeln belasteten Immigranten übergingen, die (*auch*) eine geschicktere Werbung betrieben. Da viele im Montparnasse sich mit Nebenverdiensten durchgeschlagen hatten, verloren viele meiner Maler-Bekanntes ihre Verdienstmöglichkeiten und blieben arbeitslos. Da auch ich den Lebensunterhalt mit Nebenverdiensten wie Illustrationen, Photoarbeiten und allen möglichen graphischen Aufträgen usw. bestritt, und diese Verdienstmöglichkeiten (*nun*) durch die Emigranten ausfindig gemacht und übernommen wurden, verlor auch ich meine Verdienststellen und wanderte, mein Atelier vermietend, mit Frau und Tochter erst nach dem damals unglaublich billigen Mallorca und dann zu meiner Schwiegerfamilie nach Buenos Aires aus, wo mich meine Schwagerin in ihrer Eisenfabrik anstellten.

Leider bin ich aber für das praktische Leben unbrauchbar. Man tat was man konnte, um mir weiterzuhelfen, doch fielen alle Bemühungen bei mir auf sterilen Boden ... Als ich erfuhr, dass in den Uferwäldern im Uruguay ein verrückter Engländer sich ein Blockhaus aus ganzen Stämmen hatte bauen lassen, das leer stand, brauchte ich mich nicht lange zu besinnen, um die Fahrt ans andere Ufer des La Plata anzutreten. Der La Plata ist dort so breit, dass man in seiner Mitte lange kein Ufer sieht. Das Schiff fährt durch eine ständig ausgebaggerte Rinne und stösst trotzdem ab und zu auf den Grund auf.

## St. Tropez

Im August, dem heissesten Sommermonat, an dem die Pariser ihre Stadt entleert zurücklassen um am Meer oder in den Bergen nach Luft zu schnappen, lud mich mehrere Jahre hintereinander ein Freund ein, Ferien in St. Tropez zu verbringen, wo er ein Haus besass und (es) einen grossen Teil des Jahres mit seiner Frau und seiner Tochter bewohnte. Er war der Sohn eines reichen jüdisch-jugoslawischen Anwalts und hiess Celebonowich. Da den Franzosen der Name zu exotisch war, verwandelten sie ihn in das vertrautere „c'est bon le sandwich“\*. Im zweiten Weltkrieg zeichnete er sich als Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung aus; in den Sommermonaten, die ich dort verbrachte, herrschte aber tiefer Friede und St. Tropez war noch nicht von Feriengästen überlaufen. Wir schwammen viel und massen unsere Kräfte an der Zeit, die wir unter Wasser aushalten konnten und an der Strecke, die wir im Dauerlauf zurücklegten. Der Aufenthalt in St. Tropez hat viel zu meiner körperlichen Ertüchtigung beigetragen.

\* deutsch: „es ist gut, das Sandwich“

Eines Abends brach in der Nähe des Hafens ein Brand aus, der nicht gelöscht werden konnte, weil die unbeholfene Feuerwehr ihre Wasserpumpe ins Hafenbecken fallen lassen. Angesichts des brennenden Hauses, vor allem aber eines Mädchens, das ich schon lange bewunderte, sprang ich kurzerhand ins Wasser, tauchte und holte die Pumpe heraus. Mein Sprung hatte die Wirkung nicht verfehlt, denn anderntags machte ich die Bekanntschaft des Mädchens und verliebte mich nach jeder Begegnung mehr in sie. Sie war das schönste Geschöpfchen, dem ich je begegnet bin: Eben dem Kindesalter entwachsen blühte sie ihrem Frühling entgegen. Sie war die jüngste Tochter einer zahlreichen tschechischen Familie, die alljährlich ihre Ferien in St. Tropez verbrachte, sprach nur tschechisch und lehrte mich ein einziges Wort: „krijowatka“\*, das Strassenkreuzung bedeutet. Es genügte um uns täglich zu treffen und im nahen Kiefernwald das Zusammensein zu geniessen. Obgleich ich sie leidenschaftlich küsste und mit Liebesbezeugungen überschüttete, überschritt ich die Grenze nie, die mir der Respekt vor ihrer Jungfräulichkeit gebot. Wir liebten uns schweigend, denn sie verstand kein Wort französisch, aber die Stunden, die ich mit ihr verbrachte, erscheinen in meiner Erinnerung wie ein mit zauberhaftem Licht erhelltes Märchen.

\* korrekt: „križovatka“ mit Häkchen auf dem „r“ und dem „ž“ (sprich etwa : „kerschischowatka“).

Weniger romantisch war mir später zumute als ein Bekannter, der mich mit trockenen Kleidern versorgt hatte, mich bat die abgelegten nassen Kleidungsstücke abzuholen, weil sie sein Zimmer verstämkerten. Ich war nämlich just an den Ort getaucht, wo die Kanalisation in den Hafen mündete.

## Überfahrt nach Europa

Die schwüle Nachtluft erhellen donnerlose Blitze. Sie geben mir dann und wann durch das Ochsenauge (*Bullauge*) der Kabine einen runden Ausblick auf den fahlen verregneten Horizont. Die Maschine stampft dumpf und das eintönige Gemurmel der Karten spielenden Russen vermag ... mein Ohr nicht zu fesseln. Einer von ihnen fragte mich heute wie alt ich sei. „34 Jahre“ war meine Antwort und sie durchdrang den ganzen Abend meine Gedanken. Ich habe Zeit und Musse über mein Leben nachzudenken und da mein Sinn weder mit grossen Hoffnungen auf die Zukunft gerichtet ist noch die Enttäuschungen der Vergangenheit so ferne liegen, dass sie ihn nicht verbittern, kann ich ruhig und mit einiger Traurigkeit feststellen wie das Leben mich in jeder Beziehung abwärts führte.

Vor zehn Jahren liessen die wunderbaren Bilder, welche meiner Einbildung (*Vorstellungskraft, Phantasie*) vorschwebten, hoffen, dass mein Leben ein reiches sein würde. Der heisse Wunsch nach Liebe und die Fähigkeit mich zu verlieben, die in mir brannte, ... stärkte die Hoffnung ... mich seelisch und körperlich innig mit einer Frau verbinden zu können. Ich bewunderte die grossen Werke der Kunst und begeisterte mich an ihnen nicht weniger als jetzt und glaubte mit dem Feuer der Jugend begabt genug zu sein, einst auch grosse Werke schöpfen zu können. Ich war voller Energie und sah meine maltechnischen Kenntnisse von Monat zu Monat wachsen. Ich war weder in den menschlichen noch in künstlerischen Zukunftsträumen durch (*gravierende*) ökonomische Sorgen gestört. Jetzt aber, nach zehn Jahren, fliehe ich auf einem Emigrantenschiff dritter Klasse das Zusammensein mit einer Frau in welcher ich die Personifizierung alles Schönen und Edlen zu sehen geglaubt hatte und mit welcher ich meine Jugendträume zu leben gehofft. Von Jahr zu Jahr musste ich mehr einsehen, dass es nicht möglich wäre. Die Verschiedenheit unserer Charakter ... , vielleicht auch die Unmöglichkeit, dass zwei Menschen sich das geben können, was sie zu geben so inbrünstig erwarten, machte meine Heirat (*Ehe*) immer bitterer und das Dasein des Kindes verschloss den Ausweg, den jeder sich hätte alleine suchen können.

Mit der Hoffnung auf das Leben erlosch auch die Kraft, die Hindernisse, die sich meiner künstlerischen Laufbahn in den Weg stellten, zu überwinden ... Sie liegen nun so dicht vor mir und mein Wille ist so geschwächt, dass ich keine Hoffnung mehr hegen kann, ein grosses Werk schaffen zu können. Außerdem treiben Geldsorgen in meinen Kopf ... in immer eindringlicherer Sprache.

Die Freude ein liebes Kind zu haben, wird getrübt, wenn ich im Hinblick auf mein Leben und dasjenige der meisten Menschen, welchen ich begegne, denke wie viele Enttäuschungen dem armen lebensfrohen Geschöpfchen bevorstehen.

Schicksal ! Eine einzige Freude,  
Die bittere des Entsagens  
Lässt du ganz uns kosten.

## Meine Werkstätten

Als ich noch bei meinen Eltern wohnte ( 1917-1920; Zürich, Böcklinstr. 18 ), hatte ich im oberen Stock ein Mansardenzimmer zur Verfügung, in dem ich modellierte und malte. Dann ein kleines Atelier in der obersten Etage einer Villa an der Hadlaubstrasse (in Zürich). In Anacapri einen von allen Seiten besonnten Raum, in dem ich nichts machen konnte. In Paris ein riesiges Atelier mit Oberlicht, das ich mit dunklen Stoffen nach Bedarf durch Kurbeln teilweise abdecken konnte. Es war das einzig wirklich brauchbare Atelier, in dem ich je arbeitete, denn es hatte auch die nötige Grösse, um die nötige Distanz zum Motiv wahren zu können. In Buenos Aires hatte ich einen Raum zur Verfügung, der nicht nach Norden ging und deshalb nur zu bestimmten Zeiten und bei bedecktem Himmel brauchbar war. In der Altstadt von Zürich arbeitete ich in der dunklen Küche einer kleinen Wohnung. ... Später in einem engen schlauchhaften abgeschrägten Mansardenzimmerchen. Kurz vor Ausbruch des Krieges arbeitete ich in einem Kellerraum, den ich mit einer Jazzband teilte, die einen Teil des Tages dort ihr ohrenbetäubendes Unwesen trieb. Es war die Zeit der Landesausstellung, eine grosse Schweizer Fahne, in der bekanntlich der überwiegende Teil rot ist, überspannte die Strasse. Wenn der Wind die Fahne bewegte, wurde der Raum abwechselnd dunkel und rot beleuchtet. Nach Natur konnte ich dort selbstverständlich nicht arbeiten. Ich entwarf kleine figürliche Kompositionen. Merkwürdigerweise bedeuteten sie den grössten Erfolg meiner Laufbahn, denn – ich weiss nicht mehr welchen Zufällen ich es verdankte – W. Gurlitt, damals der bedeutendste Kunsthändler Deutschlands aus Berlin, sah sie, war begeistert und anerbote sich, eine grosse Ausstellung zu veranstalten. Sie kam nie zustande, weil inzwischen der zweite Weltkrieg begonnen hatte.

*(Die längste Zeit malte Egon v. Vietinghoff im Atelier Ostbühlstr. 17 in Zürich-Wollishofen, nämlich von 1944 bis 1989, in einem der mittleren von 6 benachbarten Ateliers im Erdgeschoss mit grosser Fensterwand zum Garten hin nach Nordosten. Auch hier waren die Lichtverhältnisse nicht ideal, so dass er sich mit schweren, dunklen Vorhängen behelfen musste. Oft war der Lichteinfall zu diffus und ungerichtet, manchmal reflektierte die gegenüber liegende Häuserwand zu stark, und im Laufe der Jahre wurden die Büsche immer größer und nahmen im Sommer zu viel Licht weg. Aber das Atelier lag nur wenige Fußminuten von der Wohnung entfernt und schließlich hatte sich so an die Schwierigkeiten gewöhnt, dass er an diesem Ort immerhin Dreiviertel seines Gesamtwerks ausführte, ausgenommen die Landschaftsbilder dieser Zeit).*

## Schweiz

Damals (im 2. Weltkrieg) malte ich viele Landschaften und suchte mir Orte aus, an denen ich ungestört und von Zuschauern unbelästigt arbeiten konnte. Ein idealer Standpunkt war der Wald über Dietikon (bei Zürich), von dem aus man die Stadt und das Limmatthal überblicken konnte, aber ahnungslos hatte ich mich in der Nähe eines Bunkers niedergelassen und malte friedlich als ich von 2 Soldaten aufgefordert wurde mitzukommen. Sie nahmen mir das fast beendete Bild ab und führten mich zur Wache ab. Da ich damals selbst in der Schweizer Armee Dienst tat und politisch unbelastet war, liessen sie mich laufen, hielten aber mein Bild noch zurück. Nachdem meine Landschaft auf Stellen, die auf militärischen Landesverrat deuten konnten, untersucht worden war, bekam ich mein Bild zurück.

# Anekdoten aus dem Leben des Egon v.Vietinghoff

1. Der 6. Sinn
2. Der Reiskocher
3. Bergidylle
4. Die Sonnenfinsternis
5. Das Kolosseum von Rom
6. Teestunde
7. Das Weihnachtsgeschenk
8. Der Toaster
9. Wiedersehen mit Marcella
10. Die Gebrüder Piccard
11. Das imaginäre Familienfoto
12. Der Hungerstreik
13. Die letzten 3 Wochen

## Der 6. Sinn ( ca. 1907-1910, 1921, 1924-1928 )

Wenn Egon v.Vietinghoff vom 6. Sinn sprach, dann bezog er sich auf seine eigenen Erfahrungen. Einmal auf diejenigen, welche er als meditativ arbeitender Künstler machte. Dann meinte er damit die Intuition, die ihn über visuelle Erlebnisse zu einer transzendentalen Sicht der Dinge führte. Zum anderen wuchs in ihm anhand ungewöhnlicher Begebenheiten schon in frühen Jahren die Gewissheit der Existenz eines irrational funktionierenden Sinnesorgans. Dann verstand er darunter das Wahrnehmungsvermögen parapsychologischer Phänomene.

Vor dem Einschlafen kamen die Eltern an die Betten der Kinder, um „Gute Nacht“ zu sagen. Es wurde ein Gebet gesprochen, an dessen Schluss die Namen derer aufgezählt wurden, welche vom Lieben Gott beschützt werden sollten. Eines Abends fügte der kleine Egon auch den Namen eines entfernten älteren Verwandten an, den er nur einige wenige Male gesehen hatte und von dem kaum die Rede war. Als die verwunderte Mutter nachfragte, warum er erstmalig gerade ihn mit ins Gebet einbezog, wiederholte er nur seinen Wunsch, dass dieser Mensch von den Engeln in Obhut genommen werden möchte. Später erfuhr man, dass er in dieser Nacht starb.

Seine unvergessliche Fußreise unternahm er 1920 mit einem Schweizer Freund namens A., der ihn Wochen lang durch Spanien begleitete. A. war ein schweigsamer Eigenbrödler und hatte irgendwann im Stillen beschlossen, die geplante Überfahrt nach Marokko nicht mitzumachen und die gemeinsamen Ziele Kongo, Indien und Java aufzugeben. Die beiden waren zu verschieden, so dass Egon auch nicht ganz unglücklich war über diese Entscheidung. Nach dem Marsch über die Sierra Nevada im Mai 1921 in der Hafenstadt Malaga angekommen, war A. – ohne Vorankündigung – plötzlich verschwunden, und von der Suche nach ihm ermüdet, setzte sich Egon in eines der Cafés. Von den vielen Tischen waren mehrere frei, er setzte sich wahllos an einen hin. Zu seinem riesigen Erstaunen lag dort ein Zettel mit den Worten: „Lieber Egon, ich habe das Schiff nach Gibraltar genommen und fahre von dort nach Ägypten. Gute Weiterreise. A.“ Das Rätsel, wie die Mitteilung ausgerechnet auf diesen Tisch in diesem Café kam, blieb für Egon ein Geheimnis. Zwar tauschten sie wegen gemeinsam gelagerter Post noch einmal Telegramme aus, gesehen hat er ihn aber nie mehr wieder ...

Einige Jahre später war er im Sommer in St. Tropez und sah dort einen entfernten Onkel und die dazugehörige Tante mit ihrem Hund um die Ecke biegen. Egon wunderte sich sehr, sie hier zu treffen, hatten sie ihm doch gesagt, in Paris bleiben zu wollen. Er hager und groß, sie klein und rund, ergaben sie ein auffallendes Paar, und dazu noch der unverwechselbare Hund. Er ging freudig auf sie zu, doch die beiden gingen auseinander und als er näher kam, sah er, dass es gar nicht Onkel und Tante waren. Der dünne Lange und die kleine Dicke waren nur zufällig gleichzeitig auf dieser Straßenseite unterwegs und auch der Hund machte einen Schlenker in eine andere Richtung. „Na ja“, dachte er, „dann habe ich mich eben geirrt“. Noch über diesen lustigen Zufall sinnend war sein Erstaunen um so größer als er um die nächste Ecke bog. Da kam ihm schon wieder so ein Paar entgegen! Doch diesmal lief bereits der Hund mit dem Schwanz wedelnd auf ihn zu und es gab eine herzliche Begrüßung: es waren tatsächlich seine Verwandten, die ihm erklärten, warum sie trotzdem nach St. Tropez gekommen waren. Für Egon war es eine weitere überzeugende Erfahrung von Intuition und 6. Sinn, denn wie sollte er sich dies alles sonst erklären?

## **Der Reiskocher ( 1938/1940 )**

Als Egon v. Vietinghoff nach großen Schwierigkeiten alleine aus Südamerika nach Europa zurück kam, besaß er fast nichts, außer einigen eingelagerten Bildern aus der Pariser Zeit sowie ein paar bemalten Leinwänden und Radierungen aus den Jahren in Argentinien und Uruguay. Er fing bei Null an, malte in 1 Rahmen 1 neues Bild und kaufte sich vom Erlös desselbigen 2 Rahmen. Er nahm sich ein kleines Atelier in Zürich, während er im Haus seines Vaters in Zollikon wohnte. Um das Fahrgeld zu sparen, ging er fast täglich die sehr lange Strecke ins Atelier zu Fuß, verbrauchte dabei allerdings ein Paar Schuhe. Später kamen Frau und Tochter aus Argentinien nach, doch nach 2 Jahren wurde die Scheidung vollzogen und er hauste wieder alleine in der Zürcher Altstadt.

Die Einrichtung bestand aus dem Allernötigsten, Kleidungsstücke bewahrte er in einem Koffer auf, der auf dem Boden lag. Darauf stand ein lose elektrische Platte, auf der er in einem größeren Topf gleich eine ganze Packung Reis kochte. Davon aß er, so viel er eben mochte, und wärmte tags darauf den Rest wieder auf, und dies über mehrere Tage bis der Topf leer war. Als er einmal aus dem Hause ging, vergaß er die Platte auszuschalten, die dann Zeit hatte, sich durch den Kofferdeckel sowie durch sämtliche Hemden und den Frack zu brennen. Durch ein enormes kreisrundes Loch in ihrer Mitte waren sie alle unbrauchbar geworden – unnötig zu sagen, was für ein Schaden es damals für ihn bedeutete. Seither bevorzugte er Kartoffeln oder Nudeln.

## **Teestunde ( ca. 1965 )**

In kleiner Runde wird zu Hause schwarzer Tee getrunken. Zwischen den Tassen ein kleines Arrangement mit Blümchen und Zweiglein, das Liane aus den Bergen mitbrachte. In einer Pause des sonst sehr lebhaften Gesprächs entnimmt Vietinghoff der Alpenflora ein Stück zäher Baumflechte, steckt sie sich in den Mund, kaut darauf herum und fragt in die Runde: „Was ist das?“. Die Anwesenden heben verdutzt ihre Augenbrauen und wissen zuerst einmal nicht, ob er etwa selbst das Opfer seiner Naivität oder einer unverständlichen Wissenslücke ist, oder ob alle anderen ihrerseits gerade das Opfer seines Schalks werden. „Was ist das?“ wiederholt er. Diesmal lässt die Veränderung der Stimme ahnen, dass er Schabernack im Sinne hat. Natürlich weiß keiner, worauf er hinaus will. „Moos-kaul!“ enträtselte er triumphierend und muss aufpassen, dass er – selber prustend vor Lachen – sich am Objekt nicht verschluckt.

## Bergidylle ( 1958 )

Vier Jahre nach seiner Hochzeit mit Liane ließ Vietinghoff sich endlich dazu bewegen, im Sommer mit ihr in die Berge zu kommen. Es war nicht seine Welt, er fühlte sich am wohlsten in flachen Gegenden mit weitem Horizont, so auch am Meer. Nun machte er ihr den Gefallen und auch sein zehnjähriger Sohn freute sich auf diese Ferien. Der Ausgangspunkt mehrerer Wanderungen war Saalbach, ein damals unbedeutender Weiler im Lande Salzburg, in ihrer Heimat Österreich. Dort hatte seine jetzige Frau als Kind eindrucksvolle Sommerferien auf dem Bauernhof verbracht, der als ehemaliger Jagdhof des Erzbischofs von Salzburg vor vielen Generationen schon bessere Zeiten gesehen hatte. Saalbach entwickelte sich erst später zum modischen Wintersportort. Die Unterkunft war bemerkenswert schlicht, da die bischöflichen Gemächer von anderen Gästen belegt waren. Statt im Speisesaal mochte Liane lieber mit der bekannten Bauernfamilie in der Küche essen, wo man abends Deftiges aus dem gemeinsamen Topf in der Tischmitte löffelte. Liane war darauf aus, Egon die Schönheit der Berge schmackhaft zu machen und ihn an ihren Naturerlebnissen teilhaben zu lassen. „Hinterglemm“, der Name des Talabschnitts hinter Saalbach, nährte jedoch schon im Voraus Egons Befürchtungen von Enge, Mühsal und düsteren Abhängen. Vorurteile, wie Liane meinte.

Am 11. August 1958 bestiegen sie in mehreren Stunden ihr markantestes Ausflugsziel, den 2099 Meter hohen „Zwölferkogel“. Anfangs noch genüsslich Beeren pflückend, morastigen Mulden ausweichend, dann mit zunehmender Kargheit, Hitze und Höhe mehr auf die Platzierung der Füße achtend. Einmal glaubte Vietinghoff, die Familie mit einem Knüppel heldenhaft vor einem nahenden Pferd beschützen zu müssen, ein anderes Mal vor einem angeblichen Stier, dessen Gefährlichkeit noch Jahre lang Anlass zu innerfamiliären Diskussionen gab, da das Tier sein Hinterteil im Dunkel eines Stalls versteckte und von Liane als harmlose Kuh bezeichnet wurde. Man muss ihm allerdings zugute halten, dass er durch Erzählungen von Dorfbewohnern über aufgespießte Knechte alarmiert war. Zwischendurch suchte er die Betonsockel der Stützen des damals einzigen Skilifts auf, der in der Sommersaison ruhte, und machte dort Gehbewegungen auf kleinstem Raum, mit dem Ausruf „Wie angenehm es doch ist, die Füße in die Horizontale zu setzen. Das ist doch viel natürlicher!“

Auf dem Gipfel aß man die mitgebrachten Brote und trank aus einer ausgemusterten Feldflasche der Schweizer Armee, in der Vietinghoff im Krieg seinen Wachdienst absolviert hatte. Alle waren leicht ermattet, das Ausflugsziel war erreicht. Mit tiefen Atemzügen genoss Liane die Aussicht auf die umliegenden Berge und den Blick ins Tal. Auch Egon war nachdenklich und still. „Jetzt hat ihn der Zauber der Berge doch auch erreicht“, freute sich Liane für sich und fragte ihn nach langer Pause erwartungsvoll: „Na, Schatz, was denkst Du?“. Worauf er zu ihrer großen Ernüchterung sinnierte: „Ich stelle mir gerade vor, wie groß Österreich sein könnte, wenn man es bügeln würde.“

## Das Kolosseum von Rom ( 1961 )

Im Laufe der Jahre fanden Egon und Liane einen Kompromiss ihrer so unterschiedlichen Vorstellungen zur Gestaltung des Urlaubs, die auch nur Ausdruck ihrer oft entgegengesetzten allgemeinen Lebensbedürfnisse waren. Das Agreement hielt solange wie gemeinsame Reisen unternommen wurden: weite Reisen per Vespa und Auto mit Mittagspicknick an lauschigen Orten, Spaziergang in der Landschaft oder Nickerchen im Schatten antiker Gemäuer, Besuche von Sehenswürdigkeiten und Museen, limitierter Aufenthalt in Großstädten, abends Zuschauen vorbeiziehender Menschen im Café auf dem Corso oder belebten Plätzen und mindestens 1 Woche Unterbrechung zum Baden an einer Küste oder auf einer Insel. So wurde vor allem Südeuropa und die Türkei durchquert.

Die Gegenstück zu Egons Verschleppung in die Berge fand am 29. Juli 1961 in Rom statt als er seinerseits Liane wichtige Stationen seiner Jugend zeigen wollte. Die beiden fuhren zwar nicht das erste Mal nach Italien, aber hier war er besonders in seinem Element, klimatisch, sprachlich, kulturell und kulinarisch, während Liane wegen des massiven Straßenlärms und der Abgase sich schon am Rande eines Nervenzusammenbruchs befand. Er selbst kannte Rom erstmalig von einer Reise als Kind, in einer Zeit als die Familie noch Geld hatte und Eltern, zwei Kinder einschließlich Gouvernante mit großen Schiffs koffern unterwegs waren und sich für ein paar Wochen in einer Suite des Fünfsterne-Hotels Regina an der Via Vittorio Veneto standesgemäß einquartierten. Später war er mehrmals mit Marcella in dieser ihrer Geburtsstadt, nicht zuletzt um sie dort auch zu heiraten. Wie oft er dort war, ist nicht mehr zu rekonstruieren, gesichert sind seine Besuche in Rom jedoch 1911, 1928 und 1929, also über 30 bzw. 50 Jahre davor. Später, in den Sechziger- und Siebzigerjahren, war er wenigstens noch 2 Mal in der italienischen Kapitale.

Nachdem er mit Liane in brütender Hitze durch den unablässig hupenden Autoverkehr schon Stunden lang über den Quirinal und das Forum Romanum gegangen war, schlug er ihr vor – um sie zu beruhigen – gegen Abend am Stadtrand das Kolosseum zu besichtigen. Er tat dies mit einer abwinkenden Handbewegung und den Worten: „Da kommt nur ab und zu mal eine Droschke vorbei“. Für diejenigen, die Rom nicht kennen, sei hinzugefügt, dass schon in dieser Zeit der Stadtrand ganz wo anders lag und das Kolosseum seine urbane Aufgabe als Insel im Kreisverkehr erfüllte: als sei es das Auge des Taifuns nimmt es mit monumentaler Ruhe den tosenden Strom der Fahrzeuge in 6 Spuren auf und lenkt ihn in andere Richtungen um.

Dass die Zeit nicht stehen geblieben war, registrierte er 1964 auch in Spanien, als er Liane einen ähnlichen Vorschlag machte, zur Entspannung den Palmenhain von Elche aufzusuchen, der dem Ort sogar den Beinamen „Spanisches Jerusalem“ eingebracht hatte. Nach längerem Herumfahren fanden sie ein Restgrüppchen von etwa einem halben Dutzend Palmen im Kreuzungsbereich verschiedener Ausfallstraßen.

Seither war seine Frau äußerst skeptisch gegenüber solchen Angeboten, die gelegentlich mit den Worten eingeleitet wurden: „erst vor kurzem noch ...“. Hakte man etwas nach, stellte sich oft heraus, dass Vietinghoff, der in historischen Dimensionen dachte, damit nicht selten eine Zeitspanne von 30, 50 oder mehr Jahren bemaß.

## Das Weihnachtsgeschenk ( 1956 )

Vietinghoffs vierte Ehefrau Liane ist eine nicht nur sportlich sehr aktive Frau, sie besuchte auch Sprachkurse, lernte Klavier spielen, Weben und Bücher zu binden. Um nicht nur zu üben, sondern gleich etwas Vernünftiges zu tun, vereinte sie die großen losen Blätter aus Halbkarton mit den aufgeklebten Photographien seiner fertigen und nummerierten Ölgemälde zu stattlichen Alben. In den folgenden Jahren widmete sie sich mehreren zerfledderten Büchern vorwiegend aus Egons Jugendzeit, die zu seiner damaligen Lieblingslektüre gehörten: Kant, Schopenhauer, Björnson, Goethe, Grimmelshausen, Gogol, Tolstoj, Tagore und ein Buch aus der Feder seiner Mutter. Einmal pro Woche ging sie in den Kurs, bekam Anweisungen und Materialien, die sie dann zu Hause anwendete. Der Tisch im Wohnzimmer wurde geteilt: auf der einen Schmalseite saß er, auf der anderen arbeitete sie. Zum Essen räumte sie ihre Hälfte ab und Egon zog von hüten nach drüben. Während der gemeinsamen Mahlzeit warteten die im Wasserbad schwimmenden oder schon sorgfältig sortierten Briefmarken, denn sie hatten noch einen langen Abend vor sich – Vietinghoff ging damals oft erst gegen 2 Uhr nachts schlafen.

Die Tage wurden kürzer und die Stunden des zum Malen benötigten Naturlichts im Atelier knapper, so dass mehr Zeit für die Briefmarkensammlung und für seine Manuskripte war. Liane hatte sich vorgenommen, einige der Photoalben bis Weihnachten fertig gebunden zu haben und sie ihm dann zu präsentieren. An vielen Abenden mehrerer Wochen schnitt, schabte, nähte, klebte und presste sie, was durchaus auch mit Gerüchen und Geräuschen verbunden war, manchmal leise mit dem zähen Leder, einem verrutschenden Papier oder der widerspenstigen Zwinge schimpfend. Egons Horizont war identisch mit dem Lichtkegel seiner Lampe, innerhalb dessen er mit Lupe, Pinzette, Kleberchen und Spucke Marken aller Länder in Katalogen identifizierte und fein säuberlich in einer wachsenden Zahl anderer Alben unterbrachte. Aktuelle Preise wurden mit spitzem Bleistift hinzugefügt, Massenware in winzigen Päckchen gebündelt.

An Heiligabend übergab ihm Liane ihre individuellen, arbeitsintensiven Geschenke. „Aber, das sind ja die Photos meiner Bilder!“ wunderte sich der Künstler und Markensammler. „Ja, ich habe die einzelnen Blätter zusammengebunden, dann fliegen sie nicht so rum und es sieht besser aus: das ist mein Weihnachtsgeschenk“. „Danke dir sehr, das ist wirklich schön! – Aber wann hast du das bloß gemacht?“

Diese Geschichte gründet gewiss in Vietinghoffs unbeschreiblicher Konzentrationsfähigkeit. Manchmal war er allerdings auch nur in Gedanken versunken, wenn er gleichzeitig uninteressante alltägliche Notwendigkeiten verrichtete. So stellte er eines Nachts den Milchtopf an den Straßenrand und wunderte sich danach, dass der Mülleimer nicht ins „Milchkästchen“ im Hauseingang passte, in dem der Milchtopf hätte deponiert werden sollte, damit ihn der Milchmann morgens in aller Frühe mit frischer Milch fürs Frühstück füllen konnte.

## Die Sonnenfinsternis ( 1966 ? )

Zeitlich nicht mehr ganz genau zu rekonstruieren, ist der 20. Mai 1966 das wahrscheinlichste Datum folgender Begebenheit. Noch am Vorabend wurde beim Essen von der bevorstehenden Sonnenfinsternis gesprochen, die zwar nur partiell zu sehen war, aber dennoch ein gewisses Ereignis darstellte. Kurz zuvor hatte der Gärtner der Siedlung die Büsche vor dem Atelierfenster, das im Erdgeschoss lag, routinemäßig gestutzt. Die Blätter hatten das Tageslicht nicht mehr genügend durchgelassen. Am besagten Tag, der ohnehin kein strahlender Sonnentag war, kam Vietinghoff verärgert und frühzeitig nach Hause. „Ich verstehe nicht, warum es heute im Atelier so düster ist. Ich konnte kaum malen. Sag doch bitte dem Gärtner, er solle die Büsche noch einmal kräftig zurückschneiden. So kann ich jedenfalls nicht arbeiten.“ Er erntete schallendes Gelächter, in das er mit einstimmte, nachdem er an das Himmelsereignis erinnert wurde.

## Der Toaster ( undatiert )

Die Liebe zum Toast war stets von Aufregungen, sei es Ärger oder Amüsement, begleitet. Es gab kaum ein geröstetes Brot, das mit Honig oder am liebsten mit Quittengelee bestrichen werden sollte, das nicht bis zu einem gewissen Grade oder manchmal auch total verkohlte. Wie oft vergaß Vietinghoff seine Absicht und machte es sich – gerade aus dem Atelier nach Hause gekehrt – zuerst einmal in seinem Sessel gemütlich, bis aus der Küche ein beißender Geruch drang. Manchmal wunderte er sich noch eine Weile über die Kochkünste der Nachbarn, manchmal schreckte er auch gleich jäh auf, und schoss zum Tatort, um das Fenster aufzureißen und die schwarzen Stellen des Corpus delicti abzuschaben oder gleich eine neue Scheibe einzulegen.

Natürlich hätte er es sich längst leisten können, ein modernes Gerät mit automatischem Auswurf zu erstehen, doch erstens war dieses museale Stück, das jede nostalgische Ausstellung über die Dreißigerjahre des 20. Jh. bereichert hätte, ja noch funktionstüchtig und zweitens befand seine Frau die Küche als zu klein für ein „größeres Möbel“ und drittens waren beide dem Konsumdenken grundsätzlich abgeneigt: die Dinge wurden nicht einfach weggeworfen und neu gekauft. Schließlich lag es ja auch nicht am Gerät, denn man musste ja „nur“ ein „bisschen“ aufpassen. Diese Übung des Alltags hatte jedoch so manche Tücke und Vietinghoff, sonst so achtsam und konzentriert, schaffte es ausgerechnet dabei auch über Jahrzehnte nicht, diese Situation auf Anhieb zu meistern.

Der prozentuale Anteil des Ungenießbaren am Ganzen hing u.a. davon ab, ob Vietinghoff im Wohnzimmer saß oder außerhalb der unmittelbaren Reichweite auf dem Balkon oder gar in die Stadt gegangen war ... Und auch davon, ob er nur seinen Gedanken nachhing oder sich mittlerweile z.B. in seine Markensammlung vertieft hatte. Ungutes ahnend und aus Erfahrung klug, setzte er sich gelegentlich sogar direkt daneben, um den Röstprozess im Auge zu behalten. Die Heizdrähte brauchten anfangs länger und kritisch wurde es erst, wenn diese einige Zeit voll glühten und das Brot schon eine gewisse Trockenheit erreicht hatte. Deshalb gelang auch solcherlei Selbstüberlistung selten, denn die langweilige Wartezeit bis zum entscheidenden Punkt überbrückend überflog er wenigstens schnell mal die Zeitung ... und schon fing es dicht neben ihm wieder an zu qualmen! Es war schon fatal!

Kurzum, die Anhänglichkeit an diesen Oldtimer, die von seiner Witwe posthum weiter gepflegt wurde, und die Macht der Gewohnheit (selbst die der Brotverbrennung) war für Außenstehende von etwas Irrationalem umwittert. Und so wurde familienintern der Toaster im Laufe der Zeit nur noch der „Kohler“ genannt.

## Wiedersehen mit Marcella ( 1972 )

Obwohl seine 1. Ehe ein emotionales Drama mit vielen Trennungen und Neuanfängen war, schien ihm diese Verbindung die „beste“ gewesen zu sein. Es war im Einzelnen nicht zu erfahren, was er genau damit meinte. Sicher spielte dabei die gemeinsame Jugend, das 1. gemeinsame Kind und die gemeinsamen Träume eine große Rolle. Marcella von großbürgerlicher Herkunft war sehr intelligent, gebildet, modisch-attraktiv, temperamentvoll und hatte einen ihm verwandten Sinn für Kunst. Doch als wären zwei Löwenmännchen in einen Käfig gesperrt, konnten zwei so intensive Persönlichkeiten nicht auf engem Raum zusammenleben.

32 Jahre nach der Scheidung machte sich Egon v. Vietinghoff 1972 nach Argentinien auf, um nach 17 Jahren seine Tochter endlich wieder zu sehen, den Schwiegersohn und seine 3 Enkel kennenzulernen. Er hatte sie Jahre lang lieber finanziell unterstützt anstatt das Geld z.B. für Flugtickets zu verbrauchen. Damit half er seiner Tochter bei der Eröffnung eines Keramikateliers, beim Hausbau und ihrem Mann bei der Existenzgründung; selbst zu ihrer Hochzeit schickte er lieber das dringend benötigte Geld als es für eine Besuchsreise dorthin auszugeben.

Egon hatte trotz allem, was zwischen ihm und Marcella vorgefallen war, immer noch eine etwas phantastische Vorstellung von ihr und umgekehrt sie von ihm. Mit der Tochter als Vermittlerin befanden sie, die einmalige Gelegenheit eines Wiedersehens wahrnehmen zu wollen. Diese freute sich schon diebisch auf das Zusammenkommen und sagte: „Es wird wie bei einem Soufflee, das man aus dem Ofen zieht: die heiße Luft geht raus und die Vorstellungen fallen in sich zusammen.“ Sie war die Einzige, die um die oft schwierige menschliche Realität beider im Alltag wusste und um die offensichtlich immer noch wirkenden gegenseitigen Projektionen.

Das Treffen sollte etwa 2 Autostunden außerhalb von Buenos Aires, in Lobos stattfinden. Eine genaue Abfahrtszeit wurde nicht festgelegt, schließlich musste man alles Mögliche für das Wochenendhaus einpacken und 3 Kinder reisefertig machen. Für den Garten zog man sich besonders leger und praktisch an, außerdem sollte es ein heißer Sommertag werden. Bereits 4 Stunden vor der tatsächlichen Abfahrt ging Egon wohlrasiert im beigen Anzug, mit Krawatte und aufgesetztem Panamahut zunehmend ungeduldig in der Wohnung auf und ab, während gemütlich zu Ende gefrühstückt und abgewaschen wurde, das Haus aufgeräumt, verdunkelt und das Auto bepackt wurde, Kinder sich zankten, der Hund vor Aufregung einen Eimer umschüttete und einiges andere den Aufbruch hinauszögerte.

Angekommen – Egon immer noch mit dem Panamahut auf dem Kopf – lud man im eigenen Haus zuerst einmal aus und fuhr, da Marcella in ihrem Domizil nicht anzutreffen war, gleich weiter in Richtung eines kleinen Sees, an dessen Gestade man sie mit ihrem mittlerweile dritten Ehemann vermutete. Kurz davor kreuzten sie ein älteres Modell eines Citroën 2 CV (in der Schweiz „Döschwo“, in Deutschland „Ente“ genannt), worauf Egons Schwiegersohn mitten auf gerader Strecke anhielt. Alle stiegen aus und gingen den beiden Gestalten aus dem Citroën entgegen, der nach einem längeren Bremsweg ebenfalls am Straßenrand geparkt wurde. Nur Egon, der noch immer nicht verstand, blieb sitzen, obwohl der Name seiner ersten Frau jetzt noch häufiger fiel. Nach weiteren Aufforderungen trat auch er auf die Straße und sah eine unelegante, kleine, pummelige Frau mit vom Fahrtwind zerzausten Haaren im Alter von Mitte Sechzig, die neben einem hageren, älteren Herrn auf ihn zu ging. Sie war noch in einiger Entfernung als er nach einer gewissen Pause mit dem Finger auf sie zeigend ungläubig fragte: „Und das soll Marcella sein?“.

Während die einen sich in ihrem Garten später um Tee und Kuchen kümmerten wurde Marcellas Mann, ein lebenswürdiger, leicht degenerierter französischer Graf mit den Enkeln spazieren geschickt. Das war die Gelegenheit, die Ostereier für den Nachwuchs zu verstecken, aber auch für Egon und Marcella, sich ungestört zu unterhalten. Sie erzählten sich äußerst angeregt, mal in Italienisch mal in Französisch, gegenseitig ihre Geschichten der letzten 3 Jahrzehnte. Als alle wieder beieinander waren, legte der stille, schwerhörige Graf in die Tischmitte zwischen Teller und Tassen ein Mikrofon, das ein Kabel mit seinem Ohr verband. Als er keine Lust mehr auf die Erzählungen der anderen hatte, schaltete er das Gerät einfach ab. Später witzelten Egons Kinder: „Hast du gesehen, wie eifersüchtig der Graf war?“. Darauf Egon ganz ernst: „Ja, das kann ich verstehen“.

## **Die Gebrüder Piccard ( 1990 )**

Vietinghoff hatte nach 70 Jahren aufgehört zu malen. Er blieb zu Hause, las viel, schrieb noch einige Gedanken auf und empfing Besuche, im dem uralten Sessel sitzend, der noch aus seines Vaters Zeiten stammte. Eines Tages meldete sich eine entfernte Nichte spontan zu einem Besuch zusammen mit anderen Familienmitgliedern an. Sie waren durch eine gerade laufende Ausstellung seiner Gemälde auf der gegenüber liegenden Seeseite angeregt. Sie brachten eine Freundin mit, die mit Pinsel und Farbe hübsches Kunsthandwerk herstellte und durch Heirat einen markigen Doppelnamen des deutschen Adels trug. Die Gräfin war sehr interessiert den greisen Maler kennenzulernen, von dem schon so oft die Rede war und dessen Werke sie in der Ausstellung gerade gesehen hatte.

Der längere Besuch so vieler Menschen, das Stimmengewirr mit all den Fragen, den fremden Geschichten und das Gelächter schlug dem gestressten Schwerhörigen auf den Darm. Während seine Frau den Gästen zum Abschluss das Atelier zeigte, passierte das Malheur als er es auf seinen Krücken nicht mehr ganz bis zum Badezimmer schaffte. Als Liane nach einiger Zeit alleine wieder nach Hause kam, musste sie den hochbetagten Mann zuerst einmal waschen und neu einkleiden sowie einige unübliche Spuren in der Wohnung beseitigen. Völlig erschöpft lag der Besuchte in seinem Bett und ruhte sich von den Strapazen aus.

Kaum dass er wieder munter war, kommentierte er den Tag folgendermaßen. „Ich fühle mich heute wie die Brüder Piccard.“ Wir stutzten, denn wie kann 1 Einzelner sich wie 2 Menschen fühlen. Allerdings waren die Piccard-Zwillinge, deren Abenteuer sein Leben begleiteten, in Vietinghoffs Erzählungen schon einige Male vorgekommen. Er fand es immer wieder faszinierend, dass es die 19 Jahre älteren, schon früh prominenten Wissenschaftler in so gegensätzliche Richtungen trieb: Jean-Felix erkundete mit Ballons die Stratosphäre, Auguste konstruierte das Bathyscaphe und erforschte die Tiefsee. Mit dem ihm eigenen Humor und einer guten Portion Selbstironie gab Vietinghoff jedoch sogleich die Erklärung zu seinem etwas provozierenden Statement: „Morgens in den höchsten Höhen der Gesellschaft mit der Gräfin .... und abends tief in der Scheiße.“

## Das imaginäre Familienfoto ( 1992/1993 )

Der greise Vietinghoff nagte wieder einmal an seiner Unterlippe und war mit überschatteter Stirn in sich gekehrt. Er ließ sein Leben Revue passieren. Dabei stellte er sich seine Familie wie auf einem Gruppenphoto vor. Alles war lange her und einiges hatte er mit seinen 4 Ehen zur Unübersichtlichkeit auf diesem imaginären Bild selbst beigetragen. Insbesondere als Maria Juliane, seine dritte Frau, die Tochter seiner Cousine 2. Grades war, was doppelte Verwandtschaftsgrade mit sich brachte. Und er war damit nicht einmal der Einzige in der Familie, den Liebe und Leidenschaft zu ungewöhnlicher Partnerwahl geführt hatte. Viele hatte er überlebt oder seit Jahren oder gar Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Sein alterndes Gedächtnis trug das Seine hinzu.

Ohne sie graphisch aufzuzeichnen, knüpfte er die Verbindungen zwischen den einzelnen Personen: Arnold Julius und Helene sind die Eltern von Arnold genannt Harry, Oscar, Arnold genannt Arno und Conrad, dessen Söhne sind Egon und Alexis. Harry und Marion hatten 8 Kinder ... Andrea, Javier und Soña sind die Kinder von Manuel und Jeanne. So ging es kreuz und quer durch die teilweise verwirrenden Verwandtschaftsverhältnisse mit Menschen, die in verschiedenen Ländern lebten und sich teilweise nie begegnet waren. Die Namen Arnold und Karin kommen bei den Vietinghoffs so oft vor, dass man zusätzliche Stichworte braucht, um die gemeinte Person eindeutig zu bestimmen. Alles breitete sich vor ihm aus, mit allen verband er Erinnerungen. Bloß eines fand er – trotz langen Überlegens – nicht heraus: „Wer ist der Vater von Jeanne?“

„Na, wie geht's dir?“ fragte Liane als sie nach Hause kam und er berichtete ihr von dem übriggebliebenen Rätsel seiner familiären Rekonstruktionen, die ihn 2-3 Stunden lang beschäftigt hatten. Fügte jedoch – stolz wie ein Kind – gleich an: „Aber weißt du, ich hab's dann doch noch herausgefunden: das bin ja ich!“

Als Maler stand er gegenüber der Gruppe und sah sich selbst nicht. Wie ein Fotograf, der durch den Apparat auf die Personen schaut, konnte er sich selbst nicht wahrnehmen. Dies illustriert einerseits sein Verhältnis zu sich selber, denn trotz Intelligenz und Einsichten lag seine Psyche für ihn im Dunkeln, auch wenn er gelegentlich behauptete, sich selbst sehr gut zu kennen.

Es zeigt andererseits auch den äußeren Stellenwert, den er sich beimaß: er machte – zumindest bewusst – kein Aufhebens um seine soziale Herkunft und um sein Ego, auch wenn sich letztlich doch vieles um ihn drehte, denn sonst hätte er sich selbst in den Mittelpunkt gestellt und von sich aus die Linien zu seinen Verwandten gezogen.

Als er seinem Sohn unter Gekicher die Geschichte erzählte, fügte dieser hinzu, es seien infolge der 4 Ehen des Vaters ja schon seltsame Familienverhältnisse entstanden, z.B. dass seine Schwester und seine Brüder sich gar nicht kennen. Darauf der Vater etwas erstaunt: „Wer sind denn deine Brüder?“

## Der Hungerstreik ( 1992 )

Egon v. Vietinghoff grübelte öfters über den Tod, seine eigene Todesart und „das Leben nach dem Tode“, womit er das Leben seiner Familie nach seinem Tode meinte. Einmal fragte er besorgt und durchaus ernst: „Und wenn ich gestorben bin, was machen wir dann?“ Als er im Atelier nicht mehr kreativ sein konnte und etwas unbeweglich zu Hause saß, entwarf er in immer kürzeren Abständen größten Teils gleichlautende Testamente, deren Vorläufer er aber durch einzelne völlig abweichende Passagen wieder zunichte machte. Am 21. 5. 1992 verfasste er ein Papier der besonderen Art, einen lakonischen Abschiedsbrief, den er seiner Frau ostentativ übergab und mit dem er seinen festen Vorsatz dokumentierte, sein Leben mit einem „Hungerstreik“ zu beenden. Vietinghoff war trotz seiner emotionalen Höhen und Tiefen niemals suizidgefährdet, und war immer entsetzt, wenn dieses Thema in seinem Freundes- und Bekanntenkreis manifest wurde, – er kam dabei an die Grenzen seiner Verständnissfähigkeit. Leben war für ihn ein Mysterium und Selbstmord ein Tabu. Außerdem lebte er einfach zu gerne. Er sagte immer: „Ich habe keine Angst vor dem Tod als solchem, nur die Art und Weise des Sterbens beunruhigt mich.“

Das, was er verharmlosend seine „chronische Bronchitis“ nannte, war ein ausgewachsener Raucherhusten und nach Jahrzehnten intensiven Tabakkonsums eine zunehmende Lungenschädigung. Sein ausgesprochen starkes Herz überstand im Alter von 84 zwei Krisen, und auf eine Wiederholung wartete er vergeblich, so dass ein baldiger und plötzlicher Tod durch eine Herzattacke vorerst eher unwahrscheinlich war. So rückte das Gespenst des Erstickungstodes näher – für Vietinghoff eine beängstigende Vorstellung! Weitaus angenehmer schien es ihm, allmählich zu verhungern. Liane umarmte ihn besonders innig, respektierte jedoch seinen selbstbestimmten Entschluss zu würdevollem Sterben. Einerseits wusste sie um ihres Mannes Dickkopf, andererseits hegte sie auch gleich geheime Zweifel an der Durchführung seiner Absicht.

Der Anfang der Nahrungsverweigerung lag einen halben Tag zurück, d.h. Vietinghoff hatte nach dem Frühstück das Mittagessen ausgelassen, das bei ihm ohnehin nur aus ein paar Häppchen bestand. Gegen Abend fröstelte ihm ein wenig, worauf seine Frau Liane mit beruhigender Nüchternheit reagierte: „Wenn man nichts zu sich nimmt, ist es ganz normal, dass die Körpertemperatur absinkt; das kenne ich vom Fasten. – Soll ich Dir eine Bouillon kochen?“ Der immer schon kälteempfindliche Meister willigte zögerlich ein – schließlich war eine warme Brühe eher Getränk als Nahrung.

„Mit Nüdelchen?“ Ein strahlendes „Ja!“, war das Letzte, was er zu diesem Thema sagte. Damit war der Hungerstreik beendet und das Vorkommnis wurde nie mehr erwähnt. Später wurde ihm auch versichert, dass das vermutete Lungenemphysem gar nicht zum Erstickungstod führt, sondern letztlich doch zu Herzversagen. Und so kam es denn auch zweieinhalb Jahre danach, begleitet von einer Lungenentzündung.

## Die letzten 3 Wochen ( 1994 )

Vietinghoff bewegte sich nur noch auf Krücken zwischen Bett, Sessel, Badezimmer und im Sommer auf den Balkon. Im September 1994 stolperte er dort und fiel mit dem Hinterkopf auf den Beton. Einige Tage später besuchte ihn sein Sohn am Bett. Als „Neuigkeit“ eröffnete er ihm, er sei gestürzt und habe eine ... , doch das Wort fiel ihm nicht ein. „Eine Gehirnerschütterung?“. „Ja. Bitte schreib mir das Wort auf.“ Einen Tag später wieder, diesmal mit einem Unterton als würde er etwas ganz Besonderes besitzen: „Ich bin krank. Stell Dir vor, ich habe eine .... Da muss ein Zettel sein.“ Das Papierchen gefunden, las er – den Satz ergänzend – vor: „Gehirnerschütterung“ und blitzte schelmisch mit den Augen. Seine Sprache war nach dem Sturz durchgeschüttelt als wären einzelne Wortelemente in einer Schachtel durcheinander geraten. So sagte er plötzlich „die Mann“ und „der Frau“ oder sich nach seinem Gesundheitszustand erkundigend „Was sagt eigentlich der **Ärzt**?“.

Sich an den Tod seines Vaters erinnernd, dem – als er friedlich einschlief – eine Träne über die Wange lief, klopfte er mit der Faust mehrmals energisch auf den Matratzenrand und fragte: „Was muss ich denn bloß tun, damit ich endlich sterben kann? Ich habe jetzt genug und bin müde. Achtzig Jahre ging ja noch, neunzig war schon sehr viel, aber einundneunzig ist einfach zu viel! Warum ist mein Herz so stark?“.

Vietinghoff hatte einen schweren Oberkörper und musste im Bett von 3 Personen gewaschen werden, darunter einer jungen Krankenpflegerin, die stundenweise vorbei kam. Zusammen mit einer lebendigen und attraktiven Nachbarin, die seine Frau öfters unterstützte. Nach der längeren Prozedur wollte sich Liane etwas ausruhen: ihr Nachtschlaf war seit seinem Sturz ohnehin nicht genügend, denn 1 Ohr blieb wach und hörte, wenn er rief. Kaum dass sie sich auf ihre Bettkante gesetzt hatte, drang ein markdurchdringender Schrei aus dem Nebenzimmer. Mit den schlimmsten Befürchtungen stürzte sie zu ihm hin, um von dem 91-jährigen und immer noch eifersüchtigen Mann ganz erregt gesagt zu bekommen: „Und ich verbiete dir, nach meinem Tod andere Männer zu waschen!“. Das war 4 Tage bevor er am Mittwoch ins Koma fiel und in der Nacht zum folgenden Freitag verstarb.

### Download-Texte der Website:

1. Egon v.Vietinghoff : Biographie – Bibliographie.
2. Technik und Handwerk mehrschichtiger Öl-Harz-Malerei – ein europäisches Kulturerbe.
3. Die Transparenz der Farbe – das entscheidende Phänomen.
4. Naturähnlichkeit kontra Naturalismus – das große Missverständnis.
5. Die Schule reinen Schauens – ein meditativer Weg zur Vision.
6. Vietinghoff – der Mystiker und seine Zeitgenossen.
7. Vietinghoffs Werk – Sujet, Stil, Statistik.
8. Vietinghoffs künstlerische Phasen – Versuch einer zeitlichen Gliederung.
9. Beschreibungen von Gemälden im Katalog der Stiftung.
10. Beschreibungen weiterer Gemälde in der virtuellen Galerie der Website.
11. Vietinghoff und Yourcenar – schicksalhafte Verbindungen.
12. Die Egon von Vietinghoff-Stiftung und ihre Ziele.